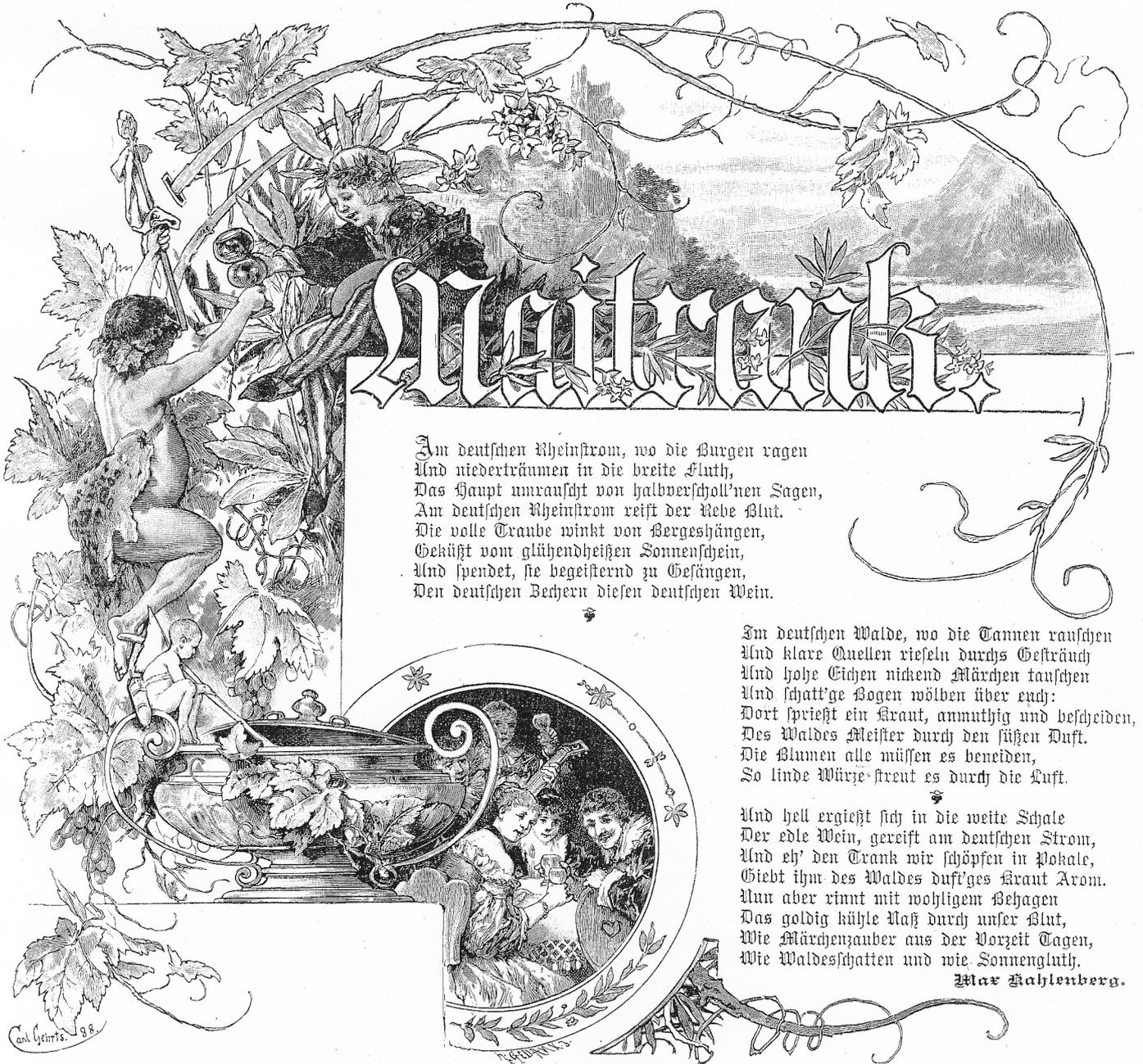




Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 2 bis 2 1/2 Bogen. — In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig oder jährlich in 14 Heften à 50 Pf. oder 28 Halbheften à 25 Pf.



Am deutschen Rheinstrom, wo die Burgen ragen
 Und niederträumen in die breite Fluth,
 Das Haupt umrauscht von halbverscholl'nen Sagen,
 Am deutschen Rheinstrom reißt der Rebe Blut.
 Die volle Traube winkt von Bergeshängen,
 Geküßt vom glühendheißen Sonnenschein,
 Und spendet, sie begeisternd zu Gesängen,
 Den deutschen Beshern diesen deutschen Wein.

Im deutschen Walde, wo die Tannen rauschen
 Und klare Quellen rieseln durchs Gesträuch
 Und hohe Eichen nickend Märchen tauschen
 Und schatt'ge Bogen wölben über euch:
 Dort spriest ein Kraut, amuthig und bescheiden,
 Des Waldes Meister durch den süßen Duft.
 Die Blumen alle müssen es beneden,
 So linde Würze streut es durch die Luft.

Und hell ergießt sich in die weite Schale
 Der edle Wein, gereift am deutschen Strom,
 Und eh' den Trank wir schöpfen in Pokale,
 Giebt ihm des Waldes duft'ges Kraut Arom.
 Nun aber rinkt mit wohligerm Behagen
 Das goldig kühle Naß durch unser Blut,
 Wie Märchenzauber aus der Vorzeit Tagen,
 Wie Waldesshatten und wie Sonnengluth.

Max Bahlenberg.

Geschäftslokal und von dort in sein Zimmer, wo er den fast Willenlosen auf sein Bett niederlegte.

„Er war krank,“ flüsterte Lorenzo, „das ist gut — das paßt mir. Ohne die große Schwäche hätte er auch wohl einen Rausch nicht bekommen.“ setzte Lorenzo sein Selbstgespräch fort; „ich muß nur Sorge tragen, daß niemand von seinem Zustand etwas merkt, daß keine Seele darauf kommt, daß der Student nur in einem absonderlichen Rausch so handelte — und daß nicht gefragt wird, wie so ein paar Schluck Chokolade, die er getrunken, einen solchen Rausch veranlassen konnten. Teufel, wenn man danach fragt, ist mein Geheimniß dahin und meine ganze schöne Spekulation todt und verloren.“

„Er liebt sie und sie liebt ihn,“ fuhr Herr Lorenzo zu überlegen fort, indeß er dem ganz Betäubten kalte Wasserumschläge auf Herz und Magen machte. „Nun, ich hatte mir einen andern Schwiegersohn vorgestellt als einen armen Studenten — aber Inesilla ist reich; ein absonderliches Mädchen ist sie auch, das die Reichsten, Schönsten und Vornehmsten ausge schlagen hat — und wenn sie denkt, mit diesem Studenten glücklich zu werden, ihn zu heirathen — weshalb soll sie es nicht thun dürfen? Ich muß das Gerücht verbreiten,“ überlegte Don Lorenzo weiter, „daß der junge Mensch von heimlicher Liebe zu meiner Tochter, die ihn als Kunden kannte, so krank geworden wäre, daß er im Hospital gelegen hatte und dann beim Wiedereerblicken von Inesilla im Konzert halb wahnsinnig geworden sei. Das einzige Mittel, den talentvollen Menschen zu retten, wäre, ihm meine Tochter, welcher der Student auch gut gefällt, zur Frau zu geben — dann schlage ich auch den ganzen Skandal auf eine schöne Weise für mich als Vater und für Inesilla sehr glücklich nieder.“

So denkend ging Lorenzo in den Laden und öffnete ihn. Die Kunden strömten jetzt nur so herein und der Tabakhändler erzählte und erläuterte jetzt den unerhörten Vorgang auf diese Weise. — „Ich bin nicht abgeneigt, meine Tochter dem gelehrten und schönen jungen Mann zu geben, wenn meine Erkundigungen nach seiner Familie gut ausfallen; seine Armuth kann bei dem Vermögen meiner Tochter kein Hinderniß sein, zumal er Inesilla, die ich gefragt, gut gefällt.“

So schloß Don Lorenzo seinen Vortrag vor den eifrig aufhorchenden Kunden, und nach kaum einer Stunde wußte ganz Salamanca, was Lorenzo gesagt. Man pries des Vaters Milde und seinen Edelmut und hatte die tiefste Theilnahme für den Studenten und für die kluge, geistvolle Tochter Lorenzos, die sich an den Stadtskandal nicht stieß und einen armen Studenten mit ihrem Reichthum glücklich machte. Während dessen war Pablo erwacht.

Er schaute um sich und glaubte wieder im Spital zu sein. „Ich hatte einen Fiebertraum,“ murmelte er, „einen seltsamen, schrecklich schönen Fiebertraum — mir war, als dürfte ich Inesilla vor allen Leuten umarmen, und ich that dies und küßte sie . . . Bin ich im Spital? Das scheint mir hier alles anders,“ dachte Pablo, jetzt den Raum betrachtend.

Als er sich vom Lager aufrichtete, trat Lorenzo herein, sah, daß der junge Mann erwacht war, eilte auf ihn zu, ergriff seine beiden Hände und bat ihn ruhig anzuhören, was er ihm zu sagen hätte.

„Jungler Mann!“ sprach nun Lorenzo. „Ich weiß alles — Sie lieben meine Tochter und Inesilla liebt Sie — Sie waren krank vor heimlicher Liebe, ja, das war der Grund Ihrer Krankheit, und haben in einer wiederkehrenden Gieburphantasie meine Tochter beim Konzert umarmt und geküßt . . .“

Pablo fuhr wild empor und sah sich ganz irr um. „That ich das, that ich das wirklich?“ rief er entsetzt. . . Don Lorenzo drückte ihn sanft nieder. „Ja, das ist wahr, das haben Sie gethan,“ sprach der Tabakhändler weiter.

Pablo stöhnte laut.

„Der Skandal ist groß,“ fuhr Don Lorenzo ganz freundlich fort, „ich habe ihn aber mit der Wahrheit entschuldigt — verstehen Sie, junger Mann, mit der vollen Wahrheit, und Sie sind es Ihrer, Inesillas und meiner Ehre schuldig, meine Tochter zu heirathen. Sie lieben sie doch wirklich?“

Statt einer Antwort schlang Pablo beide Arme um Don Lorenzo und küßte ihn auf beide Wangen.

„Es ist also keine Krankheitsphantasie, was ich da erlebe,“ flüsterte fassungslos der Student.

„Nein, es ist die wirkliche, reine Wahrheit,“ erwiderte Don Lorenzo, „das soll Ihnen Inesilla beweisen.“

Don Lorenzo ging aus dem Zimmer, hatte eine ganz kurze Unterredung mit seiner Tochter, und wenige Minuten darauf eilte diese in die Stube, wo Pablo sich befand, stürzte auf ihn zu, schlang die Arme um ihn und rief weinend: „Nein, Du sollst nicht wahnsinnig vor Liebe werden — was geht uns die ganze Stadt an — ich wußte nur nicht, ob Du mich liebest — Du hast Dich darüber nie so recht stark geäußert. Hättest Du es gethan, so wärst Du vielleicht gar nicht krank geworden und diese dumme Sache vor der ganzen Stadt wäre nicht passiert.“

„Ach, ich glaubte nicht, zu Dir aufblicken zu dürfen, weil ich so arm war,“ gab Pablo zurück, „ich glaube wirklich, ich habe einen Fieberanfall gehabt. Mir war wunderbar zu Muth; es kam mir vor, als wäre ich gar nicht mehr auf der Erde, sondern oben im Himmel — und da warst Du auch mit mir allein und sahst mich so liebevoll an — wie jetzt.“

„Ja, wie jetzt und immer,“ rief Inesilla aus und küßte den jungen Mann auf den feinen, vollen Mund. „Jetzt können wir unser Leben lang uns so ansehen vor der ganzen Stadt, aber umarmen und küssen im Konzert, mitten auf der Plaza Mayor, im Angesicht von Salamanca darfst Du mich auch künftig nicht; ich habe an der einen Dummheit genug und werde viel schwagen müssen, um den Skandal unter die Erde zu bringen.“

Das that denn auch Inesilla mit Eifer, Erfolg und Geschick. Ein Jahr später heirathete Inesilla ihren Pablo Berros, der sein Examen als Baccalaureus primo ordine gemacht hatte, und zu derselben Zeit ließ auch Don Lorenzo sein Hoflieferantenschild über dem Ladeneingang befestigen.

Weder seine Tochter, noch ihr Mann erfuhren jemals etwas von der Wirkung der Papiros Ca'amo, der Hanfextraktigaretten, und beide hatten keine Ahnung davon, welchem seltsamen Zufall sie ihre so schnelle, glückliche Vereinigung verdankten.

Blätter und Blüten.

Poeten der „Gartenlaube“. Daß sich in dem industriereichen Wupperthale eine so zahlreiche Kolonie talentvoller Dichter angesiedelt hat, ist längst bekannt, und wer sich für diese Dichter interessiert, der verweise wir auf die Schrift von Albert Herzog „Die neuere Litteratur im Wupperthale“ (Barmen, D. B. Wiemann), in welcher sich ansprechende Notizen der Poeten finden, die dort längere oder kürzere Zeit verweilt haben. Drei von ihnen sind als fleißige Mitarbeiter unseres Blattes den Lesern desselben wohlbekannt und wir wollen nach Herzogs Mittheilungen kurze biographische Notizen über dieselben bringen.

Emil Mittershaus ist am 3. April 1834 zu Barmen geboren, aus einer dort seit Jahrhunderten ansässigen Familie. Er besuchte die Stadtschule und schon früh zeigte sich sein dichterisches Talent, vom vierzehnten Jahre ab erhielt er von seinem Lehrer die Erlaubniß, die deutschen Aufsätze in Versen schreiben zu dürfen. In Brima gründete er einen „Medevereiu“. Doch sein Wunsch, die Universität zu besuchen und Naturwissenschaften zu studiren, stieß bei seinem Vater auf Widerstand, er mußte den kaufmännischen Beruf ergreifen. Im Jahre 1856 verheiratete er sich mit Frä. Hedwig Lucas, die ihm stets eine gleichgesinnte, sein dichterisches Schaffen anregende Lebensgefährtin geblieben ist. In demselben Jahre gründete er ein eigenes Agentur- und Kommissionsgeschäft und machte größere Reisen durch Deutschland, England und die

Schweiz. Damals erschien auch sein erstes Bündchen Gedichte, das sich im Jahre 1859 in einen stattlichen Band verwandelt hat. Der Dichter siedelte 1862 nach Barmen über, doch die nächste Zeit brachte ihm viel Leid und Bedrängniß; er arbeitete sich allmählich energisch aus ungünstigen Verhältnissen wieder empor, doch erst der große Erfolg seiner „Neuen Gedichte“ (1871), welche Ernst Keil mit Verzicht auf eigenen Gewinn zum Besten des Dichters herausgab, gab seinen Lebensverhältnissen eine erfreulichere Wendung. Seitdem veröffentlichte er noch Lieder „Am Rhein und beim Wein“ (1884) und das „Buch der Leidenschaft“ (1886). Sehr thätig in der Dichtung stets, wo es gemeinnützige Interessen seiner Vaterstadt zu pflügen galt; eifrig theilhaftig er sich bei der Gründung von Konsum- und Sparvereinen; er rief mit dem Oberbürgermeister Bredt den Barmen Verein für wissenschaftliche Vorlesungen (1868) ins Leben, ebenso den Allgemeinen Bürgerverein, dessen Vorsitzender er noch heute ist. In deutschen Landen hat er sich durch seine lebendigen und anregenden Vorträge bekannt gemacht.

Mit Recht rühmt Herzog den überzeugungsvollen warmen Ton der Mittershaus'schen Gedichte; man darf hinzufügen, daß da nichts Verschnüffeltes, Gefuchtes, Geistreichelndes zu finden ist, daß sie einfach und schlicht, aber in melodischer Form dem Herzen entströmen. Sehr gut steht ihm das poetische Heroldsamt in Prologen, Aufzügen, Festgedichten

zur Feier hervorragender Männer und Ereignisse zu Gesicht; er hat da einen vollen Ton, ohne in ein auf Steigen gehendes Pathos zu verfallen; seine stimmungsvollen Naturbilder, seine einfache Gefühlsklarheit, das Leichtflüssige und Herzwärme seines Liedes: das alles hat ihm ein großes und dankbares Publikum verschafft.

Ein Dichter wesentlich verschiedener Art ist Viktor Blüthgen, der in den Jahren 1871 bis 1874 in Elberfeld lebte und dort für N. L. Friedrichs dessen theologisches Universallexikon zu Ende redigirte. Die Wiege Blüthgens stand nicht im Wupperthal, er ist am 4. Januar 1844 zu Jörbig in der Provinz Sachsen als Sohn eines Postvorstehers geboren, besuchte die lateinische Schule in Halle, studirte dort Theologie, lebte seit 1865 einige Jahre als Hauslehrer und Vorsteher einer Privatschule in Mülchen bei Merseburg und beuchte dann noch das Predigerseminar in Wittenberg. Dann kam er nach Elberfeld, schwer erkrankt, und fand hier Heilung. Eine Zeit lang war er Theaterkritiker der „Elberfelder Zeitung“; doch die Schauspieler wollten wegen seiner allzu scharfen Kritiken strafen. Er legte diese Stelle nieder und veröffentlichte nun Gedichte und Märchen mit Ernst Scherenbergs Hilfe. Von Elberfeld begab er sich nach Warburg und dann nach Krefeld als Redakteur der „Krefelder Zeitung“. Hier gelangte die Aufforderung Ernst Keils an ihn, einen Roman für die „Gartenlaube“ zu schreiben. Dieser Roman „Aus gährender Zeit“ spielt im Wupperthal in dem Jahre 1849 und enthält eine Zahl aus dem Leben gegriffener Porträts. Im Jahre 1879 trat Viktor Blüthgen vorübergehend in die Redaktion der „Gartenlaube“ ein und wohnte seit 1881 in Freienwalde an der Oder. Seine Gedichte (1881) und Novellen (1880) haben einen feingeistigen Zug, einen romantischen Hauch, oft etwas Apertes und Ueberwaffenes in ihren Wendungen; besonders haben seine Märchen, seine Bilder und Reime aus der Kinderwelt lebhaften Anklang gefunden.

Wehr an Rittershaus erinnert Ernst Scherenberg, der ebenso voll wie dieser in die Saiten zu greifen pflegt, sich wie dieser durch das zeitgeschichtliche Ereigniß begeistern läßt und auch in seinen stillen frohen oder schwermüthigen Klängen einfachen und warmen Gefühlsausdruck wahr. Ernst Scherenberg ist ein Neffe des poetischen Schlachtenmalers Christian Friedrich Scherenberg, dessen Dichtung „Waterloo“ seiner Zeit Aufsehen erregte, und wurde am 21. Juli 1839 als Sohn eines Kaufmanns und Rhebers in Swinemünde geboren; er besuchte anfangs das Gymnasium zu Stettin, dann auf Wunsch seines Vaters die Gewerbeschule; 1856 trat er als Lehrling in eine Maschinenfabrik ein, doch er glaubte Beruf für die Malerei in sich zu fühlen, und es gelang ihm nach vielen Schwierigkeiten, als Schüler der Akademie der Künste aufgenommen zu werden. Einige politische Gedichte, die durch Rudolf von Bennigsens Vermittlung in der „Zeitung für Norddeutschland“ zum Abdruck kamen, erregten Aufsehen und er ließ bald darauf seine erste Gedichtsammlung unter dem Titel „Aus tiefstem Herzen“ (1862) erscheinen. Besonders gelungen waren darin „Die kleinen Lieder“. Eine Art politische Elegie war der Ekklus „Verbann“, der Schicksale und Gefühle eines nach Amerika geschickten Freiheitskämpfers schildert. Die neuen Gedichte „Stürme des Frühlings“ (1865) führen den Namen von einer schwinghaften poetischen Epistel, welche 1862 veröffentlicht worden war; es weht ein echt patriotischer Geist in diesem Gedichte. Im Jahre 1870 übernahm Scherenberg die Redaktion der „Elberfelder Zeitung“, 1874 erschien eine Gesamtausgabe seiner Gedichte bei Ernst Keil in Leipzig; 1882 „Neue Gedichte“. Seit 1883 lebt Scherenberg als Sekretär der Handelskammer in Elberfeld.

Neben den zahlreichen anderen Dichtern des gesangsfreudigen Wupperthales stehen diese in erster Linie und ihr volkstümlicher Ton bei edler Haltung und gebiegener dichterischer Form hat sie in unserer „Gartenlaube“ eingebürgert und den Lesern derselben werth gemacht.

Frühjahrsrennen auf Oberwiesefeld. (Mit Illustration S. 344 und 345.) Später als in anderen Hauptstädten hat sich in dem gemüthlich bürgerlichen München das elegante militärische Frühjahrsrennen entwickelt, ist aber dafür auch sofort zum entschiedensten Liebling der ohnehin stets festfreudigen Bevölkerung geworden. Am ersten Maionntag flattern draußen „am Kugelfang“ in Oberwiesefeld die blauweißen Fähnchen im Sonnenschein und schon um 1 Uhr frönt eine ungeheure Menge in die Schranken um die Rennbahn ein. Erst einzeln, dann in immer dichterem Zuge erscheint zu Fuß, in Droschke und Fiaker das bürgerliche München mit Kind und Kegel, hinterher in elegantem Gepann Finanz und Aristokratie; Galalivren werden sichtbar, Silbergeschirr der schönen Pferde, wehende Federbüsche, helle Damentoilletten und blitzende Uniformen; endlich fliegen die Vorreiter einher und hinter ihnen, vier- und sechs-fährig, die Hofsquipagen. Prinz Alfons, der Neffe des Regenten, lenkt seinen herrlichen Habelkengzug selbst; hinter ihm kommt Prinzessin Gisela mit ihren Kindern, die schöne Prinzessin Elvira in reizender Toilette, Prinz Ludwig, der Sohn des Regenten, endlich, nach allen Seiten huldvoll grüßend, dieser selbst. Nun nimmt das Rennen seinen Anfang und verläuft unter lebhafter Theilnahme der Zuschauer auf den Tribünen und dem weiten Festplatz. Fünfmal etwa wird gerannt; dreimal find es nur Offiziere, welche ihre eigenen oder die Pferde der Kameraden reiten; zwei der Rennen aber sind zur Prüfung und Hebung der bayerischen Pferde-zucht bestimmt; hier lassen die Eigenthümer ihre Fockens reiten. Bei welchem der Rennen die Spannung am größten ist — wer könnte das entscheiden? Jedenfalls werden die mannigfachen Preise heiß umworben (manche davon und sehr werthvolle sind von den hohen Damen gestiftet) und tausendstimmiger Beifallsruf lohnt dem Sieger, welcher dem andern um eine Kopfslänge voraus ans Ziel fliegt. Gegen 4 Uhr löst sich das bunte, wogende Gestränge wieder; der Hof voraus, dann alle Anderen kehren zur Stadt zurück. Tags darauf findet dann noch ein zweites Rennen statt; den Hauptglanz aber entfaltet das Sonntagsrennen, von dessen bunter Zuschauermenge der Künstler uns ein getreues Bild gegeben hat.

Das Eichendorff-Denkmal. Am 2. Mai wurde in Reisse ein Denkmal des Dichters Eichendorff in Gegenwart der königlichen und städtischen

Behörden, der Offiziere der Garnison, der Geistlichkeit beider Konfessionen und eines überaus zahlreichen Publikums enthüllt. Das Denkmal ist ein Werk des Bildhauers Seeger. Auf Stufen von hellgrauem Granit erhebt sich ein schlankes Postament von dunkelgrauem Senit aus dem Fichtelgebirge, und dieses trägt die vorzüglich gelungene Bronzebüste des Dichters und an der Vorderseite die Inschrift „Joseph von Eichendorff 1788/1857“, umrahmt von einem bronzenen Eichenkranz mit Harfe und dem Eichendorffschen Familienwappen. Der nach ihm benannte Platz, auf dem das Denkmal steht, liegt am Ende der Friedrichsstadt; zur Rechten erhebt sich das Haus, in welchem der Dichter gestorben; vor sich hat man den Blick auf das grünende Glacis und den ferntaler Friedhof, auf dem der Dichter und seine Gattin die letzte Ruhestätte gefunden haben.

Wir haben erst vor kurzem am Jubiläumstag des Dichters seine Bedeutung gewürdigt. Dieselbe wurde auch in der Festsrede des Justizraths Brauer dargelegt, welcher hervorhob, daß Eichendorff der einzige romantische Dichter sei, der noch wirklich im Geiste unseres Volkes lebe und das romantische Element bis in die neueste Zeit hinübergerettet habe. Einem Genossen hat indeß der schlesische Lyriker unter den Romantikern, dem man den gleichen Ruhm nicht bestreiten darf: das ist der geniale Dramatiker Heinrich v. Kleist, der Dichter des „Räthchen von Heilbrunn“ und des „Prinzen von Homburg“.

Abenddämmerung am Todten Meer. (Mit Illustration S. 353.) Kein Gras, kein Strauch, kein Baum — alles nackte, öde Felswand, die das dunkle Wasser einzwängt! Wie ein Fluß ruht es heute auf dem Orte, der vor langen Jahrtausenden wohl ebenso fruchtbar und herrlich gewesen wie die übrigen Theile Palästinas. Kein Fluß vermag in der bitteren Thut zu leben und kein Zugvogel sucht hier auf seiner Wanderung Ruhe, weil er nicht ein Körnchen Nahrung, nicht einen Tropfen erquickenden Wassers fände und elend sterben müßte. Alles leichenartig: das schwärzliche Gestein, die nackten Baumstämme, die weiß und morch gleich gebleichten Knochen in die Luft starren — das Stück Himmel, dessen grauen Nebelschleier nur selten ein Sonnenstrahl durchbricht, und die Wasserfläche, welche die Trauerfarbe von oben wiederpiegelt — todt — todt!

Der Legende nach liegen die sündigen Städte Sodom und Gomorrha tief unten begraben — und von da mag die uralte Sage weitergewandert sein nach allen Weltgegenden, den andern einsamen Seen zu, von welchen der Volksmund auch berichtet, daß Städte, Fleden und Schlösser mit allem, was gelebt und geathmet, in ihrem Grunde den ewigen Schlaf gefunden.

Das Todte Meer gehört zu den Seen ohne Abfluß, und zwar zu jenen, deren Niveau bedeutend tiefer liegt als das des Meeres. Der Forscher Lynch hat diese Entdeckung gemacht, als er auf seiner Expedition nach dem Jordan, an dessen Ausfluß, also am Todten Meere selbst, eine Barometermessung vornehmen wollte. Da vor nicht allzu langer Zeit noch allgemein die Meinung herrschte, daß sämtliche Seen einen unterirdischen Abfluß in das nächstgelegene Meer haben, mithin höher liegen müßten, konnte sich Lynch anfangs nicht erklären, warum die Quecksilberssäule in seinem Barometer nicht zur Scala herabsinken wollte. Erst als er das Gelände hinauf höher stieg, begann die Säule tiefer zu gehen, um endlich auf 1300 Fuß das Niveau des Mittelländischen Meeres anzuzeigen!

Deshalb der Jordan seine ganze Wassermasse in diesen Binnensee ergießt, hat dies kein Steigen des Niveaus zur Folge, da die Höhe des Klimas mehr Wasser des 23 Quadratmei en großen Sees zum Verdunsten bringt, als ihm zugeführt wird. Der bitterfaure Geschmack des Wassers rührt zweifelsohne von der bedeutenden Menge von Erdharz her, das von Grund auf zur Oberfläche getrieben wird.

Heurich. Mit Bezug auf den bei der Eilmarmee im Feldzuge 1866 üblichen Begrüßungsruf: „Heim up!“ (vergl. S. 100 dieses Jahrganges) erlaube ich mir die Mittheilung, daß ein solcher Ruf nicht zum ersten Male im Jahre 1866 bei einem Theile der preussischen Armee üblich war. Schon während der Befreiungskriege hatte sich ein ähnlicher Ruf bei dem Yorckchen Armeekorps, aus ebenso unbedeutender Ursache wie 1866 bei den Bonner Husaren, zu einem Erkennungs- und Begrüßungs-ruf herausgebildet, der allmählich in der ganzen preussischen Armee üblich wurde; es war dieses der Ruf „Heurich!“ Derselbe Ruf wurde so eigenthümlich accentuirt, daß man auf der Stelle hörte, ob ein echter „Heurich“, das heißt ein Preuze, oder ein Russe respektive Oesterreicher grüßte.

Förster erwähnt diesen Ruf in seiner „Geschichte der Befreiungskriege“ zuerst in dem Gefecht bei Wartenburg, am 3. Oktober 1813, wo nach erungem Siege überall der kameradschaftliche Gruß „Heurich! Heurich!“ ertönte, da, wo Husaren und Füßliere zc. zusammentrafen.

Es ist originell, daß auch hier, wie 1866 bei der Eilmarmee, die „innerlich verwandten Waffen“ zuerst als diejenigen genannt werden, welche den Feldgruß, wenn ich ihn so nennen darf, ausriefen. Also damals schon: „Coulour!“

Förster giebt über die Entstehung des „Heurich“ folgende Auskunft: der Kompagniechirurg Eyrich — dieses ist sein durch den Tauffchein und die Dienstlisten beglaubigter Familienname — machte 1812 den Feldzug in Rußland beim Yorckchen Korps mit und wurde zum Bataillonschirurg des Füßlierbataillons des 2. Ostpreussischen Infanterieregiments befördert. Die Fama sagt nun, Eyrich habe bei den Bauern Speck requirirt unter dem Vorwande, diesen zum Wundverbande zu brauchen; thatsächlich habe er den Speck aber zu seinen Mahlzeiten verwandt. In einem scherzhaften Helbengedicht aus den Kriegsjahren wurden des berühmten und berechtigten Eyrichs, vulgo Heurich, Leben und Thaten besungen, darin heißt es:

„Es ist fürwahr eine Seltenheit,
Daß ein Feldscheer in jener Zeit
So hoch berühmt sich hat gemacht,
Daß sein Name zum Feldgeschrei ward in der Schlacht,
Wie dies zunging, ich sag's euch unwehohlen:
Der Eyrich hatte eine Wurst gestohlen.“